

Nachhaltigkeit in aller Munde

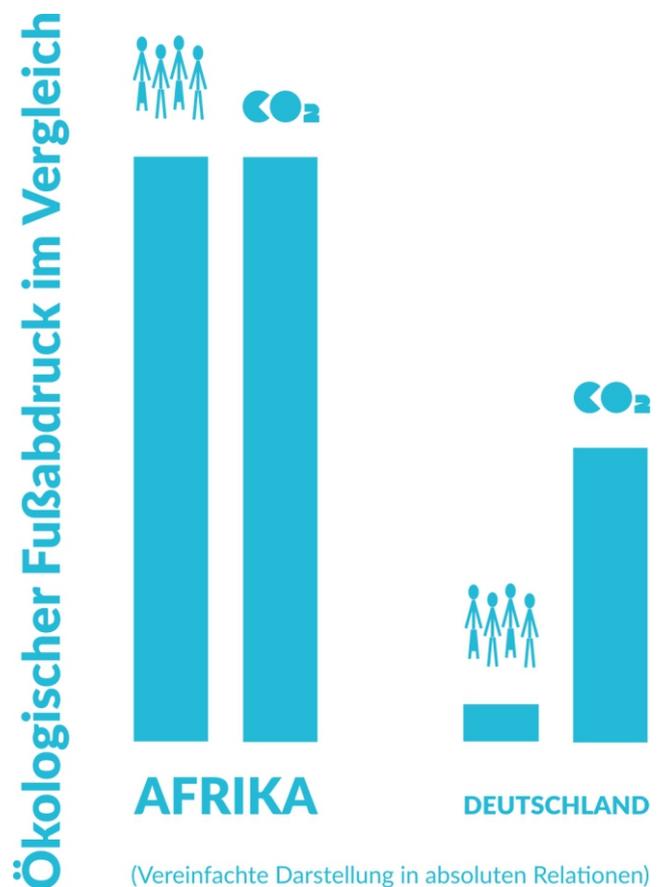
Überlegungen zu einem vereinnahmten Begriff und zur Frage, was echte Nachhaltigkeit bedeutet

Das Wort Nachhaltigkeit gehört zu den Begriffen, die von unterschiedlichen Akteur*innen auf unterschiedliche Weise genutzt werden. Dabei ist der gemeinsame Nenner die Grundannahme, dass Ressourcen nicht unbegrenzt verfügbar sind und daher mit ihnen nachhaltiger umgegangen werden muss. So weit, so gut. Bis dahin unterscheidet sich der Begriff auch nicht von seiner ursprünglichen Definition, die aus dem Bereich der Forstwirtschaft stammt. Damals – im frühen 18. Jahrhundert und damit vor Beginn des menschengemachten Klimawandels infolge der Industrialisierung – ging es um die Erkenntnis der Notwendigkeit, nur so viele Bäume zu fällen, wie auch wieder nachwachsen können. Eine Missachtung dieser Erkenntnis würde bedeuten, dass irgendwann keine Bäume mehr da wären. Diese Erkenntnis war im Gegensatz zum Nachhaltigkeitsbegriff selbst im Übrigen nichts Neues. Weltweit haben sich viele Kulturen jahrtausendlang daran gehalten – ohne den Begriff zu kennen. Nachhaltigkeit ist „weder eine Kopfgeburt moderner Technokraten noch ein Geistesblitz von Ökofreaks“ wie Ulrich Grober richtig feststellte und der hinzufügte: „Nachhaltigkeit ist unser ursprünglichstes Weltkulturerbe, ein Begriff, den ... es vor seinem inflationären Gebrauch zu retten gilt.“ Diese Feststellung macht klar: Eine intakte Natur hängt von kulturellen Praktiken ab und diese haben trotz aller globalen Unterschiede die längste Zeit der Menschheitsgeschichte dafür gesorgt, dass die Erde nicht mit den Herausforderungen zu kämpfen hatte, die durch den menschengemachten Klimawandel ausgelöst worden sind und zu denen degradierte Lebensräume sowie knapper werdende Ressourcen wie Wasser oder Weide- und Ackerland gehören. Die Mehrung sozialer Herausforderungen und Konflikte – egal, unter welchem Vorwand sie ausgetragen werden und egal, ob es sich dabei um inner- oder zwischengesellschaftliche Kontexte handelt – kann nicht isoliert vom Klimawandel infolge mangelnder Nachhaltigkeit und dem Kampf um knapper werdende Ressourcen betrachtet werden. Ökologische Phänomene beeinflussen soziale und umgekehrt.

Exklusivität als Nachhaltigkeitsbremse

Auch wenn Nachhaltigkeit wie erwähnt keine neue Erfindung ist, die wir irgendjemandem auf der Welt – etwa in einem bestimmten Land – zuschreiben können, ist klar: Unter ausdrücklicher Verwendung dieses Begriffs finden die meisten Aktivitäten im sogenannten Globalen Norden* statt. Das hängt auch mit der Verfügbarkeit von Geld zusammen, denn Maßnahmen für mehr Nachhaltigkeit

sind nicht zum Nulltarif zu haben. Paradoxerweise verfügt der Globale Norden aufgrund seiner bisher nicht nachhaltigen Geschichte am ehesten über Geld, um nachhaltige Maßnahmen zu finanzieren. Gleichzeitig verfügen die frühindustriellen Staaten aber auch über den größten historisch gewachsenen ökologischen Fußabdruck, der erst in den letzten Jahrzehnten insbesondere aus Asien „Konkurrenz“ bekommt. So emittiert eine Person in Deutschland im Schnitt rund achtmal mehr CO₂-Äquivalente als eine Person in Afrika. Folgende Grafik*, die sich nicht dem Pro-Kopf-Ausstoß, sondern den absoluten Relationen widmet, veranschaulicht dies:



Dieses Missverhältnis ist Resultat einer vielfach gewaltsamen Umverteilungsgeschichte beziehungsweise von aktuellen Handelspolitiken. Dadurch werden soziale und ökologische Ungerechtigkeiten – inner- sowie zwischengesellschaftlich – reproduziert. Wer sich Nachhaltigkeit auf die Fahnen schreibt, sollte diese Fakten nicht beschwichtigen.

Dass die Realisierung von Nachhaltigkeit global und nicht entkoppelt von der sozialen Dimension gedacht werden

muss, ist spätestens seit dem *Our Common Future*- bzw. *Brundtland-Bericht* 1987 klar. Die einfache Formel lautete:

Nachhaltigkeit = Umwelt + Entwicklung*

Auch die 17 *Nachhaltigen Entwicklungsziele* (SDG) von 2015 erkennen an, dass ein erfolgreiches Engagement für Nachhaltigkeit global sein muss und sich soziale sowie ökologische Faktoren gegenseitig beeinflussen.

Eine zentrale Herausforderung stellt der nach wie vor recht unreflektiert genutzte „Entwicklungs“-Begriff dar. Sowohl im *Brundtland-Bericht* als auch in den SDG kommt ihm eine zentrale Rolle zu. Aber wenn dieser Begriff wie üblich verwendet wird, dann ist ökonomisches Wachstum Voraussetzung für „Entwicklung“; dass dieses Wachstum künftig möglichst „grün“ und „nachhaltig“ stattfinden soll, ist übrigens kein Paradigmenwechsel hin zu echter Nachhaltigkeit. Daher ist auch SDG 8, das ein solch verstandenes Wachstum weltweit fordert, mit Vorsicht zu genießen. Wenn entsprechende Technologien zu einem umweltverträglicheren Wachstum führen, dann bremst das zwar ökologisch nachteilige Folgen, verhindert sie aber nicht. Sie werden nur aufgeschoben. Und wir können vorübergehend unser Gewissen beruhigen. Außerdem beweisen Studien regelmäßig, dass wir meinen, wir könnten mehr konsumieren, wenn die Technologien umweltverträglicher geworden sind. Wenn mein Auto etwa umweltverträglicher fährt, gönne ich mir vielleicht einen Flug pro Jahr mehr, womit mein ökologischer Fußabdruck aber am Ende nicht schrumpft und die potentiell positiven Effekte umweltverträglicherer technischer Neuerungen durch ein Mehr an Konsum wieder wettgemacht werden. Dieser *Rebound-Effekt* gefährdet das Erreichen echter Nachhaltigkeit.

Eine andere Gefahr ist die Exklusivität der Maßnahmen im Bereich von Nachhaltigkeit. Obwohl in der Theorie wie angedeutet bekannt ist, dass Nachhaltigkeit nur global und nur unter Berücksichtigung der sozialen Dimension erreicht werden kann, sind wirtschaftliches und politisches Handeln in nationalen sowie internationalen Kontexten oft auf den eigenen kurzfristigen Vorteil bedacht. Das scheint sich die letzten Jahre sogar noch zu verschärfen. Ob pandemiebedingt, durch zunehmend gewaltsam ausgetragene inner- sowie zwischenstaatliche Konflikte, durch global-ökonomisch bedingte Neuverteilungen von (ökonomischen) Perspektiven oder eben durch erwähnte Umweltdegradierungen – je stärker sich solche Herausforderungen mehren, desto stärker grenzen sich konstruierte „Wir-Gruppen“ auf allen Ebenen voneinander ab – und tun damit genau das Gegenteil dessen, was eigentlich gerade jetzt nötiger wäre, denn je zuvor.

Psychologisch ist das durchaus nachvollziehbar: Es geht letztlich um den Versuch der Wahrung, Ausweitung oder Erlangung von Perspektiven, Privilegien und Chancen in Gruppen, mit denen sich man*frau identifiziert. Wenn diese Versuche innerhalb exklusiver Gruppen – etwa eine gesellschaftliche Klasse oder ein ganzer Staat – aber auf Kosten anderer gehen, dann kann eine sozial gerechte und ökologisch nachhaltige Welt nicht Wirklichkeit werden. Um in diesem Sinne Fortschritte machen zu können, braucht es auch eine Neudefinition des „Entwicklungs“-Begriffs. Denn ob konventionell oder „grün“ eingefärbt: Das Wachstumsdogma bleibt in beiden Fällen eine Reproduktionsquelle sozialer und ökologischer Verwerfungen. Und an diesem Dogma halten viele umso stärker fest, desto mehr sie sich bedroht fühlen. Dies wird in immer stärkerem Maße politisch instrumentalisiert – auf allen Seiten eines Spektrums von rechtsradikalen bis hin zu islamistischen Kräften – und leistet der Ausbreitung von Egoismen Vorschub.

Weg(e) zu mehr Nachhaltigkeit

Das Schaubild auf der folgenden Seite zeigt vereinfacht, dass es keinen exklusiven Weg zu echter Nachhaltigkeit geben kann. Exklusive „Wir-Gruppen“ können nicht auf Dauer von ihrer Abschottung profitieren. Die Grenzen der eigenen sozialen und ökologischen Widerstandsfähigkeit werden durch andere – durch sozial und ökologisch verletzlichere Gruppen – mitbestimmt. In einer globalisierten Welt ist diese Feststellung so zutreffend wie noch nie zuvor.

Weg 1 ist die Variante, die sich zunehmend durchzusetzen scheint. Das Bewusstsein für die Notwendigkeit nachhaltigerer Formen des Wirtschaftens ist vorhanden. Gleichzeitig werden aber potentiell negative soziale beziehungsweise ökologische Kosten der nachhaltigeren Praktiken durch Auslagerung in Kauf genommen. Wenn ich zum Beispiel innergesellschaftlich verstärkt auf „grüne“ Antriebstechnologien im Bereich der Mobilität setze, aber der Abbau der dafür notwendigen Rohstoffe woanders soziale und ökologische Probleme verursacht – etwa Menschen (zwangs)umgesiedelt werden und möglicherweise damit auch ihr Weide- oder Ackerland verlieren, am Arbeitsplatz ausgebeutet werden oder im Zusammenhang mit dem Rohstoffabbau gar gesundheitlichen Risiken ausgesetzt sind, dann kann das diverse Folgen haben, die wir auch durch ein psychisches und physisches Abschotten nicht dauerhaft von uns fern halten können. Neben dem Glaubwürdigkeitsverlust, mit dem der sogenannte Globale Norden aufgrund der immer stärker thematisierten Diskrepanz zwischen „seinen“ proklamierten Werten und der oft entgegengesetzten Wirtschafts- und Sicherheitspolitik zunehmend konfrontiert wird, gehört auch ein wachsender

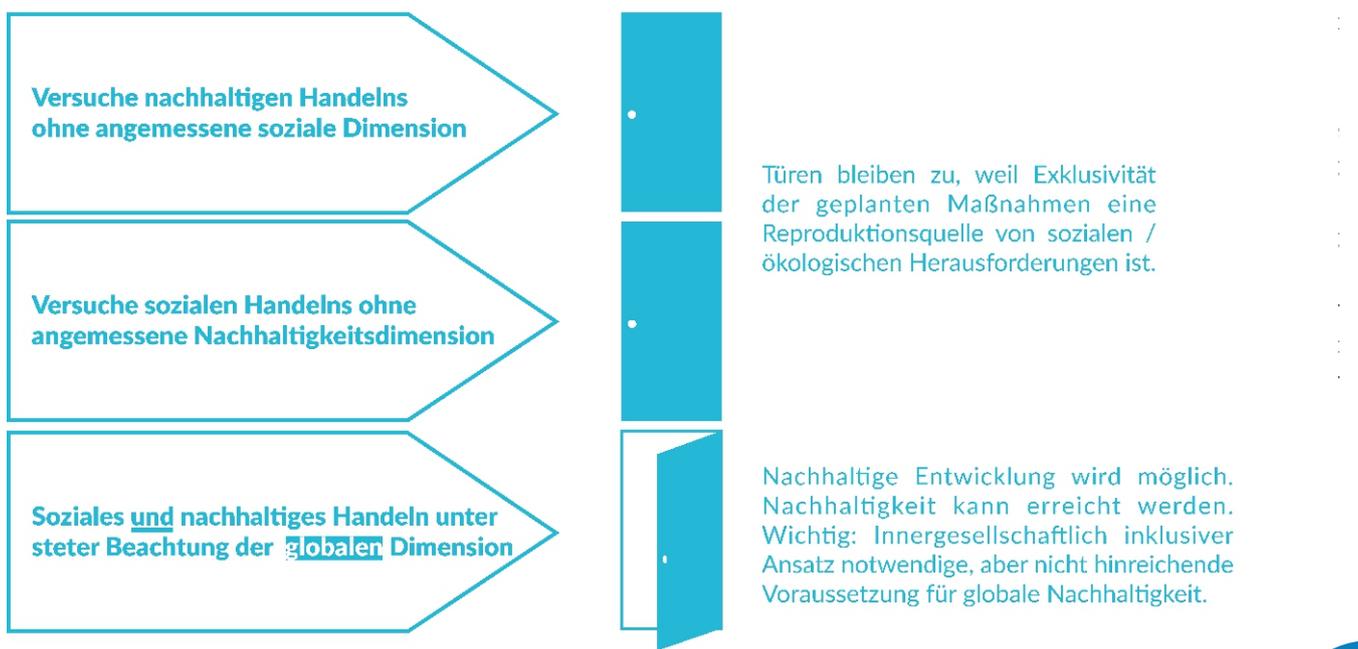
Migrationsdruck dazu, um ein gerade wieder besonders aktuelles Beispiel zu nennen. Wenn aber strukturelle Gründe für eine globale Perspektivenungleichheit weiterhin mitsamt damit verbundener historisch gewachsener Verantwortlichkeiten ignoriert werden, dann behindern wir die Realisierung einer nachhaltigen Welt. Auf überschaubare Gruppen beschränkte Nachhaltigkeitsdiskurse und durchaus auch begrüßenswerte erste Schritte in Richtung mehr Nachhaltigkeit im vorwiegend innergesellschaftlichen Kontext ändern daran wenig. Sie können höchstens der Anfang für echte Nachhaltigkeit sein, die am Ende aber eine globale Dimension aufweisen muss. Dazu mehr weiter unten.

Ähnliches gilt für den zweiten Weg auf dem Schaubild. Die Ausweitung sozialer Privilegien innerhalb einer konstruierten „Wir-Gruppe“, die mit einer Ausweitung des Massenkonsums einhergeht, ist schon so alt wie die Entstehung der transatlantischen Welt. Damals wurde die Logik der Ausweitung der Produktion unter Missachtung beziehungsweise Auslagerung sozialer und ökologischer Kosten zunehmend kultiviert. Heute ist Massenkonsum Standard – auch für viele Nachhaltigkeitsverfechter*innen. Er ist die ökonomische Dimension „unserer Art zu leben“ – wie es immer wieder so schön heißt. Leider wurde bzw. wird dieses Verständnis von „gutem Leben“ außerhalb des „Westens“* als vermeintliches Erfolgsmodell weltweit kopiert. Um Missverständnisse zu vermeiden: Zwar ist es legitim, dass historisch marginalisierte Staaten bis zu einem gewissen Grad wachsen sollten und dürfen. Emanzipationsprozesse haben auch etwas mit Perspektivenangleichung zu tun. Wirtschaft an sich ist auch nicht das Problem. Menschen

wirtschafteten schon immer. Aber eine Übernahme der im „Westen“ verbreiteten Wachstumslogik gilt es zu vermeiden. Wenn aber der „Westen“ selbst trotz aller Nachhaltigkeitsrhetorik vom Wachstumsdogma nicht Abstand nimmt, ist es zumindest nachvollziehbar, dass es andere auch nicht tun. Wenn wir trotz einer oftmals gegenteiligen Rhetorik nur „entwickelte“ Nationen ernstnehmen – mit allen potentiell negativen sozialen und ökologischen Verwerfungen, die damit oftmals einhergehen – dann ist es nicht verwunderlich, dass „Entwicklung“ im konventionell verstandenen Sinn oberstes Ziel vieler Staaten weltweit ist. Durch diese Dynamik entfernen wir uns aber immer stärker von einer Welt, in der echte Nachhaltigkeit eines Tages Realität sein könnte. Wenn wir es also ernst meinen und Nachhaltigkeit nicht zu einem „Alibi-Konzept“ (Serge Latouche) verkommen soll, das nicht mehr ernstgenommen wird, müssen gerade wir als frühindustrielle Staaten deutlich zeigen, dass echte ökonomische Transformationen hin zu mehr Nachhaltigkeit möglich sind und mit gutem Beispiel vorangehen – auch wenn Panikmacher*innen vor der Abwanderung von Schlüsselindustrien, dem Verlust von Arbeitsplätzen und sogar vor einer Deindustrialisierung warnen. Wer davon überzeugt ist, dass Nachhaltigkeit alternativlos ist, lässt sich aber nicht treiben.

Weg 1 und 2 unterscheiden sich also nicht grundlegend. Das soll nicht heißen, dass insbesondere technologiebasierte Ansätze, nachhaltiger zu leben, nicht Teil der Lösung sein können. Daher ist Weg 1 auch potentiell besser als der in unseren Breitengraden konventionelle, der die Nachhaltigkeitsdimension überhaupt nicht berücksichtigt. Aber: Ohne eine Neudefinition des

Der Weg in eine nachhaltige Welt



„Entwicklungs“-Begriffs werden natürliche Ressourcen wie oben erwähnt nur langsamer verbraucht, ohne eine Übernutzung langfristig zu verhindern. Wenn dieser Weg langfristig also nicht als verkappter Versuch einer Bestandswahrung unter „grünen Vorzeichen“ gewertet werden soll, dann muss mehr passieren. Zusätzlich zur erwähnten ökonomischen Transformation hin zu mehr Nachhaltigkeit, die eine Aufgabe der Wachstumslogik umfasst, müssen Genügsamkeitsaspekte mitgedacht werden, also eine grundlegende Änderung einer verbreiteten Haltung hinzukommen. Dabei wird es eine zentrale Aufgabe sein, einer politisch-ökonomisch motivierten Gleichsetzung von selbstbestimmter Genügsamkeit und aufgezwungenem Verzicht entgegenzuwirken. Wenn der (bildungs)politische Wille dazu da ist, ist das nicht unmöglich. Schließlich haben wir die längste Zeit der Menschheitsgeschichte nachhaltig gelebt – wenngleich es auch schon vor der europäischen Expansion menschengemachte Zerstörung der natürlichen Umwelt mit verheerenden sozialen Folgen immer wieder gegeben hatte. Der Unterschied: Diese Umweltzerstörungen waren im Gegensatz zu den ab dem Industriezeitalter ausgelösten Zerstörungen regional beschränkt und stellten keine globale Bedrohung dar.

Nur wenn der Nachhaltigkeitsgedanke universalistisch gedacht und idealtypisch gesprochen 1:1 so gelebt wird und „Entwicklung“ nicht mehr automatisch an Wachstumsgedanken gekoppelt ist, kann eine nachhaltige Entwicklung möglich werden – ein Prozess, an dessen Ende Nachhaltigkeit stehen könnte. Wie Weg 3 auf dem Schaubild andeutet, müssen dazu soziale und ökologische Aspekte stets zusammengedacht werden – und zwar global. Es ist zwar legitim, dass wir mit solchen Prozessen auf der Nationalstaatsebene beginnen, denn auch innergesellschaftlich haben wir noch viel zu tun. Neben den ökologischen Herausforderungen kommen die sozialen hinzu. Denn noch ist der Nachhaltigkeitsdiskurs ein stark elitärer. Damit Nachhaltigkeit wieder „*unser ursprünglichstes Weltkulturerbe*“ wird, müssen unsere Anstrengungen in die Breite der Bevölkerung wirken – denn es wurde über Jahrhunderte viel getan, dass dies heutzutage nicht mehr so ist. Zurzeit befassen sich in der Regel sogenannte Bildungsbürger*innen mit dem Thema, oftmals solche, ohne eine internationale Geschichte. Damit geht der wichtige Diskurs immer mehr an der demografischen Realität einer Gesellschaft wie etwa Deutschland vorbei. Um nachhaltige Entwicklung zu fördern, müssen alle Bürger*innen mitgenommen werden. Demnach muss sich auch Bildung für nachhaltige Entwicklung weiterentwickeln, um über eine neue Methodenvielfalt und neue Vorbilder Identifikationsflächen für eine vielfältige Bevölkerung bieten zu können. Wenn bei der Bewältigung dieser innergesellschaftlichen

Herausforderungen Fortschritte gemacht worden sind, müssen globale Anstrengungen verstärkt werden, um globale Nachhaltigkeit zu erreichen. Denn erst dann können wir von echter Nachhaltigkeit sprechen. Es sollte eine Binsenwahrheit sein, dass die Unterlassungen gegenüber „den Anderen“ früher oder später quasi wie ein Boomerang auch die scheinbar resistenten, widerstandsfähigen Gruppen treffen werden. Das ist bei allen sozialen oder ökologischen Phänomenen – ob beispielsweise beim menschengemachten Klimawandel, bei kriegerischen Konflikten, Pandemien oder bei Flucht und Migration – der Fall. Einiges davon können wir eher aufhalten, anderes weniger. Auf Dauer lässt uns davon aber nichts unberührt. Die Berührungspunkte zu Phänomenen, von denen wir uns abzuschotten versuchen, häufen sich. Also Zeit für ein noch konsequenteres Handeln. Denn: Langfristig profitieren wir nur von echter Nachhaltigkeit.

Text und Grafiken: Serge Palasie | Eine Welt Netz NRW | September 2024 | Der Autor ist inhaltlich allein verantwortlich.

*Globaler Norden und Süden sind Behelfsbegriffe, die „Entwicklungs“- und Industriestaaten ersetzen. Auch für diese Begriffe gilt, dass sie die kolonialhistorischen Zusammenhänge der Entstehung beider Länderkategorien unberücksichtigt lassen.

*In Afrika leben grob gerundet etwa 16-mal so viele Menschen wie in Deutschland, die aber insgesamt nur zweimal so viel emittieren wie die Bundesrepublik.

*Der „Entwicklungs“-Begriff – wie gängig verwendet – ist problematisch, da er regelmäßig soziale und ökologische Kosten, die mit „Entwicklung“ verbunden sind, ausblendet.

*Westen wird in Anführungsstrichen geschrieben, da dieser zwar einerseits eine durch verschiedene wirtschafts-, finanz-, sicherheits- und verteidigungspolitische Einrichtungen verbundene Allianz bildet, es sich jedoch insgesamt um keine institutionalisierte Einrichtung handelt.